

Freiburger Arbeitspapiere zur germanistischen Linguistik 12

Methodologische Impulse für die Debatte über die Standardnormen: Soziales Kräftefeld einer Standardvarietät und Norm als Beispiele komplexer Sprachmanagementprozesse

Vít Dovalil

Abstract

In diesem Beitrag unternehme ich einen Versuch, meine auf die Standardsprachlichkeit abzielenden Denkanstöße synthetisch darzubieten. Den Ausgangspunkt stellt das soziale Kräftefeld einer Standardvarietät von Ulrich Ammon dar, das über eine gewisse Dynamik verfügt, die in diesem Aufsatz als Sprachmanagementprozess aufgefasst wird. Da die Standardvarietäten auf Normen beruhen, wird auf den Norm-Begriff deswegen auch eingegangen. Vor allem wird die Bindung zwischen *Normen* und *Erwartungen* diskutiert, die es ermöglicht, nicht nur das Soziale bzw. das Intersubjektive in den Vordergrund zu rücken, sondern auch die Zusammenhänge mit der Sprachmanagementtheorie zu beleuchten.

1. Das soziale Kräftefeld als Ausgangspunkt

Der soziolinguistische oder vielleicht eher der soziologische Grundgedanke des Kräftefeldes spiegelt eine der wesentlichen Fragen wider, die in den Diskussionen über den Standard noch mehr erörtert werden sollten als bislang: Wer entscheidet über das, was der Standardvarietät angehört und was nicht mehr? Ulrich Ammons Antwort auf diese Frage – das soziale Kräftefeld – ist zu gut bekannt, als dass sie an dieser Stelle wiederholt werden müsste (vgl. Ammon 2005 oder Ammon 2003). Bezeichnenderweise hat er selbst aber häufig auf verschiedenen Konferenzen (wie z. B. auf der IDS-Tagung im März 2004) oder bei anderen selbstständigen Vorträgen (z. B. im Mai 2007 an der Karls-Universität in Prag) die Frage gestellt, welche weiteren Akteure sich an der Konstituierung der Standardvarietät beteiligen könnten. Das ist allerdings nur der erste Schritt, denn wenn es gelingt, konkrete Akteure zu identifizieren, stellt sich gleich die Frage, wie genau dann solche Prozesse aussehen.

Soweit ich die Diskussion verfolgen konnte, hat vor einigen Jahren Markus Hundt (2009) einen Vorschlag eingebracht. Er kommentiert seinen Ausgangspunkt wie folgt:

„Im Modell Ammons taucht der einfache Sprachproduzent, der Otto-Normalverbraucher der Sprache, nur als Umgebungsvariable auf. Die „Bevölkerungsmehrheit“ bettet die vier genannten Normfaktoren ein. Ich denke, dass der Sprachproduzent (zwar nicht als Individuum, aber qua wiederholter Nutzung neuer Sprachmuster) durchaus auch eine

Norminstanz ist. Man könnte soweit gehen, im Sprachproduzenten den Souverän der Sprachnorm zu sehen“ (Hundt 2009: 122).

Der Sprachsoverän ist hier konzeptuell wieder einmal um Einiges abstrakter als Ammons soziale Kräfte. Ammon (1995: 73ff. und noch ausführlicher 2003: 3-8) bemüht sich nicht nur um die Identifizierung der einflussreichsten Akteure, sondern auch darum, die *für die Standardnormgestaltung relevanten Verhaltensweisen* möglichst konkret zu skizzieren. So kann jemand *diskursiv* Normautorität werden, wenn die Sprachbenutzer von einer solchen konkreten Person erwarten, dass sie (= die Normautorität) die Sprachproduktion anderer (= Sprachbenutzer) korrigieren wird bzw. darf. Genau dies ist eine der Explizierungen der nicht zu vernachlässigenden ungleichen Machtverhältnisse, die in den Interaktionen empirisch nachweisbar sind und die die gegenseitige Gewichtung der im Kräftefeld identifizierten Akteure zu präzisieren helfen (zu empirischen Beispielen vgl. Dovalil 2011).

In diesem Zusammenhang stellen sich somit die Fragen, wie der Sprachsoverän für die empirische Forschung zu operationalisieren wäre, wie *mächtig* der Otto-Normalverbraucher in den Standard-Diskursen ist, und wie ernst etwa seine Meinung/Argumentation von anderen genommen wird, wenn er an der Lösung eines Zweifelsfalls teilnimmt. Bei einem spontanen Gespräch in einer Kneipe, wo es sich kaum um eine seriöse Auseinandersetzung handeln wird, braucht sich der Otto-Normalverbraucher keine großen Sorgen zu machen. Aber wenn er eine Hausarbeit schreibt und im eigenen Sprachgebrauch zögert, oder wenn er eine Bewerbung um eine Stelle formuliert? Lässt man sich nicht doch sprachlich beraten, um potenzielle negative Folgen zu vermeiden? Von wem? Oder verlässt man sich doch auf sich selbst mit all den möglichen Risiken? Diese hier nur beispielhaft aufgeworfene, aber durchaus sozial nicht zu unterschätzende Differenzierungsperspektive ist im Souverän-Konzept nicht ganz leicht zu finden. In der sozialen Wirklichkeit sind die Sprachbenutzer nämlich nicht unter allen Umständen unbedingt gleich (wozu das Souverän-Konzept verleiten könnte). Und nicht jeder Sprachbenutzer macht sich in den Entscheidungsprozessen über Standardsprachlichkeit gleich geltend. Die Existenz (von Normen) der Standardvarietäten und der damit verbundenen sozialen Ungleichheiten liefert dafür auch in der historischen Perspektive zahlreiche Nachweise. Als bezeichnend kann die sozialgeschichtlich orientierte Analyse von Mattheier (1991) erwähnt werden.

Diese Argumente befürworten die qualitativ orientierte Methodologie der Sprachnormenforschung, nach der die Normen erst als Ergebnisse eines interpretierenden Schlussverfahrens bzw. als interpretierende Rezeptionsprozesse aufzufassen sind (Gloy 1997: 28). In meiner vom Kräftefeld ausgehenden Definition der Standardvarietät sind *Normen* ebenso ganz explizit enthalten, hinter denen die bekannten konkreten Akteure mit ihren Interessen zu suchen sind: In Anlehnung daran kann Standard als eine Varietät aufgefasst werden, „deren Normen in gegenseitiger Übereinstimmung unter den Normautoritäten, Kodifizierern, Modellsprechern bzw. Modellschreibern und Sprachexperten einer Sprachgemeinschaft entstehen“ (Dovalil 2006: 59) oder – wie es heute vielleicht genauer zu formulieren wäre – „von diesen Akteuren ausgehandelt werden“.

Die Integration des sozialen Kräftefeldes mit der Sprachmanagementtheorie, die schon an Daten empirisch ausprobiert worden ist (dazu Dovalil 2011: 74ff.), wird diesmal gerade in Bezug auf Normen anders ausgenutzt werden, weil hier der Prozess-Charakter der Sprachnormen dargelegt werden soll:¹ Ein gewöhnlich auf die Implementierung konkreter Entwürfe hinauslaufender Sprachmanagementprozess wird diesmal als Rekonstruktion vom Sprachgebrauch (d.h. von der Implementierung) beginnen und in die (normativen?) Erwartungen münden, die dem sprachlichen Handeln der relevanten sozialen Kräfte zugrunde liegen.

2. Die Makro- und Mikroebene im Lichte des Kräftefeldes

Für die Analyse der Prozesse, in denen Normen konstituiert werden, gilt es, die Mikro- und Makroebene zu verknüpfen. Dazu eignet sich das Kräftefeld gut. Die Makroebene ist darin wohl am deutlichsten von Kodizes vertreten, die die Standardvarietät möglichst vollständig umfassen wollen² und die als generelle, situationsunabhängige Nachschlagewerke erstellt werden.

¹ Unter Sprachmanagement wird das Verhalten der Sprachbenutzer zur Sprache verstanden, wie es in Interaktionen – also diskursiv – geäußert wird. Ein Sprachmanagementprozess beruht auf Erwartungen individueller Sprachbenutzer und startet, wenn im Sprachgebrauch von diesen Erwartungen bestimmte Abweichungen vorkommen. Die Sprachbenutzer können die Abweichungen wahrnehmen/bemerken, müssen aber nicht. Die bemerkten Abweichungen können von den Benutzern bewertet werden, müssen aber nicht. Wenn sie negativ bewertet werden, können die Sprachbenutzer gewisse Korrekturen/Maßnahmen entwerfen, um die Abweichungen zu beseitigen, müssen aber nicht. Und im letzten Schritt kann es den Sprachbenutzern gelingen, diese Maßnahmen zu implementieren, was aber auch nicht immer passieren muss (dazu die grafische Darstellung in Dovalil 2011: 73). Die Termini in den englischen Originaltexten lauten *deviation from the norms/expectations, noting, evaluation, adjustment design and implementation* (Nekvapil 2009 passim). Neuere detaillierte Auslegungen der Sprachmanagementtheorie, für die es in diesem Aufsatz an Raum fehlt, sind außer diesen Quellen auch in Nekvapil 2011, Nekvapil/Sherman 2009a ebenso wie in Nekvapil/Sherman 2009b zu finden.

² Dass sie beim Erreichen dieser Ziele trotzdem lückenhaft bleiben, ist nachvollziehbar.

Die vor allem soziosituative oder textsortenspezifische Differenzierung des Sprachgebrauchs kann in den Kodizes schon aus praktischen Gründen nicht besonders ausführlich sein; von vielen Details des Standard-Gebrauchs auf der Mikroebene muss einfach abgesehen werden.

Das überrascht nicht, denn an die Normen werden auf der Makroebene große Ansprüche gestellt: Die Normen sollen sich doch auf „gleichartige und zahlenmäßig nicht näher bestimmbare Kommunikationssituationen“ beziehen (Dovalil 2006: 26), wenn sie die enorme Komplexität der die Sprachbenutzer umgebenden sozialen Realität sinnvoll reduzieren und den Sprechern/Schreibern dabei helfen sollen, sich darin zu orientieren (vgl. Luhmann 2008: 31ff.).³ Diese Makro-Perspektivierung wird auf der (und unter Berücksichtigung der) Mikroebene „indexikalisiert“, wie es sich durch die ethnografisch inspirierte Fragestellung verdeutlichen lässt:

Wer greift in wessen Sprachgebrauch wie, in welchen soziosituativen Kontexten und sozialen Netzwerken, mit welchen Absichten und mit welchen Folgen ein, wenn die schriftliche wie auch mündliche Sprachproduktion konkreter Sprachbenutzer als Standard (bzw. Nonstandard) beurteilt und danach weiter beeinflusst/verändert wird? (Dovalil im Druck).

Die Normen kann man deshalb ihrer indexikalischen Komponente kaum „berauben“:

„While performing language use, speakers display orientations both towards the immediate result of their actions [...] as well as to the higher-level, non-immediate complexes of perceived meaningfulness (the superaddressee). We would say: they display orientations towards *orders of indexicality* – systemically reproduced, stratified meanings often called ‘norms’ or ‘rules’ of language, and always typically associated with particular shapes of language (e.g. the ‘standard’, the prestige variety [...])” (Blommaert 2005: 73, kursiv im Original).

Der Macht-Faktor und die Durchsetzbarkeit der Macht spielt dabei eine nicht zu vernachlässigende Rolle, wie schon oben angedeutet. Wie es von Gloy (2004: 393-394) ausgeführt wird, müssen diese Machtaüßerungen gar nicht explizit sein. Die vermeintliche Macht reicht aus: Man braucht nur die Macht den anderen Akteuren zu unterstellen.⁴

Um auf den Otto-Normalverbraucher von Hundt noch einmal zurückzugreifen: Er kann sich gegen die von der Makroebene kommenden Management-Akte (Kodizes) sträuben – z. B. in Alltagsgesprächen mit Freunden. Aber im Schulunterricht muss es nicht mehr der Fall sein. Das

³ Die Allgemeinheit, d.h. *das Makro* von Normen, ist für Rechtsnormen besonders typisch. Die Gesetzgeber bemühen sich bekanntlich um ausreichend allgemein gehaltene Normformulierungen, um die Kasuistik – zu viele störende Einzelheiten der Mikroebene – zu vermeiden. Sie kodifizieren das Recht nicht für jedes einzelne Problem. In der Linguistik

⁴ Gloy (1997: 32) argumentiert mit dem Thomas-Theorem, das noch unten für die Diskussion über die Erwartungen wichtig sein wird: „If men define situations as real, they are real in their consequences“.

bedeutet, dass die Bottom-up-Perspektive in der Forschung natürlich keineswegs zu ignorieren ist, aber die auf der Top-down-Achse verlaufenden Prozesse auch nicht. Die Verknüpfung der Makro- und Mikroebene wird in konkreten Interaktionen erreicht, wenn man sich z. B. in Zweifelsfällen auf die Kodizes beruft. Oder – wenn konkrete Varianten dem Otto-Normalverbraucher von genügend mächtigen Kodifizierern als legitime Varianten aufgezwungen werden können, wird auch dies zur sozialen Realität, die forschungsrelevant bleibt (mehr zu den Bewegungen zwischen der Mikro- und Makroebene nach der Sprachmanagementtheorie in Nekvapil 2009: 6-8).

Bezogen auf eine typisierte Situation: Lehrer treten als Normautoritäten auf, wenn sie in Zweifelsfällen gegenüber den Studierenden oder Schülern in überzeugender Weise ihre Lösungen als Normen durchsetzen und wenn die Studierenden oder Schüler sich gerade diese Inhalte aneignen. Die Rolle einer Autorität kann aber selbstverständlich angezweifelt werden, wenn z. B. Studierende gegen die Behauptungen von Lehrern Einwände erheben. Die Rolle der Autorität wird diskursiv fortgesetzt, wenn die Lehrer in solchen Situationen überzeugend argumentieren (sogar gegen die Kodifizierung). Wenn die Interagierenden diese Vorgehensweise für genügend legitim halten, wächst dadurch auch die Aussicht auf die erfolgreiche Durchsetzung dieses Inhalts als Norm. Was für die Normadressaten jedoch überzeugend ist oder nicht, ist gerade eine Angelegenheit der jeweiligen Interaktion(en) in ganz konkreten sozialen Netzwerken.⁵ Die Überzeugungskraft geht mit der unentbehrlichen Legitimität solcher Managementakte einher und führt im Endeffekt zur Stärkung der Machtstellung der Autoritäten. Als noch überzeugender erweist sich die Handlung, wenn die Normadressaten auch in künftigen Zweifelsfällen mit diesen Lösungen erfolgreich bleiben. Wenn sich diese für die Akteure erfolgreichen Konstellationen wiederholen, wird die Norm stabiler. Mit anderen Worten kann an dieser Stelle vorausgeschickt werden: Die Erwartungen aller soziosituativ relevanten Akteure werden stufenweise aufeinander abgestimmt.

⁵ Am Rande sei bemerkt, dass die qualitative Methodologie, die hier so deutlich zum Vorschein kommt, noch weiter unterstrichen werden kann: Wie sieht eine Meinung oder ein Argument aus, die/das von den Beteiligten als überzeugend genug interpretiert wird? Besteht die Überzeugungskraft in der Fähigkeit, auf eine konkrete Seite in zwei oder drei Grammatiken zu verweisen? Oder auf eine empirisch basierte Analyse, die als Expertenstudie, als Monographie oder als Korpusrecherche usw. publiziert und positiv bewertet worden ist? Und was passiert in den Situationen, wenn Studierende einwenden, dass die von ihren Lehrern als Nonstandard sanktionierten Varianten mit Verweis auf neue (oder auch alte!) Forschungsergebnisse eigentlich Standardvarianten sein sollen? Die Erkenntnis, dass diese oder jene Behauptung eines Lehrers nicht zu verteidigen ist oder dass der Lehrer seinen Studierenden „einen Fehler“ beibringt, ist nicht viel wert, bis diese Erkenntnis in die dafür relevanten Interaktionen gebracht und adäquat durchgesetzt worden ist.

Die sozialen Netzwerke der Akteure, deren Beispiel auch Ammons Kräftefeld ist und in denen die sozialen Rollen auf der Mikroebene (der Interaktionen) beobachtbar sind, sind von Gloy (1975: 35) analysiert worden. So können die Normautoritäten für Normvermittler ebenso wie für Normüberwacher gehalten werden. Wenn die Autoritäten eigene Normen (z. B. ohne Rücksicht auf die Kodifizierung oder Modelltexte) schaffen, dann treten sie als Normsetzer auf. Schüler, die im Standard primär sozialisiert sind, repräsentieren – im Schulunterricht – Gloys Normbenefiziarer, weil sie davon profitieren, dass die Normautoritäten die Standardvarietät vermitteln und überwachen; die in Regiolekt sozialisierten Schüler stellen im gleichen sozialen Kontext die Normopfer dar. Die Interpretation der Rolle der Kodifizierer scheint nicht eindeutig, denn sie sind nicht als Normsetzer im richtigen Sinne des Wortes zu bezeichnen, wenn sie die Standard-Normen aufgrund der Modelltexte erfassen, formulieren bzw. registrieren (wollen).

Diese Texte der professionell geschulten Sprecher und Schreiber sind eine konkrete Antwort des Kräftefeldes auf die Frage, wo die Datenquellen der Standardvarietät gefunden werden können. Es sind verschiedene Textsorten der Sachprosa, die über einen hohen Grad von Ausbau verfügt und im Sinne von Koch/Oesterreicher (2007) dem Pol der Distanz zuzuordnen sind. Mit Gloys Apparat ausgedrückt, spielen die Modellsprecher und –schreiber die Rolle der Vermittler oder der Normsetzer. Es braucht nicht betont zu werden, dass alle diese Rollen in Interaktionen gestaltet und umgestaltet werden und dass sie also keine stabilen Identitäten konkreter Akteure im Kräftefeld repräsentieren. Die soziosituativen Kontexte dürfen nicht in der Methodologie ignoriert werden.

Diese Ausführungen, in denen es um die Akteure und deren Machtpositionen geht, betreffen z. B. auch das klassisch gewordene Standardisierung-Modell von Haugen (1966 und 1983). Auch für ihn lautet eine der zentralen Fragen – *wer* führt die Selektion der Formen durch, die als „Kandidaten“ darauf beurteilt werden, dass sie Bestandteil von Standard werden (= noting und evaluation). *Wer* kodifiziert sie (eigentlich die Formulierung von Maßnahmen für den empfehlenswerten Gebrauch der Varianten in angemessenen standardsprachlichen Kontexten). Und weiter – *wer arbeitet* und *wie* an der Akzeptanz der Varianten durch möglichst viele Sprachbenutzer, damit diese die Varianten tatsächlich gebrauchen und auf die Alternativen verzichten (= Implementierung). Außer Acht bleibt selbstverständlich nicht einmal die Frage nach den Akteuren der Elaboration des erreichten und implementierten Standards (neue Zyklen der Sprachmanagementprozesse).

3. Zum Norm-Begriff im Lichte der Sprachmanagementtheorie

Die Spezifizierung des Norm-Begriffs kann direkt an den oben diskutierten Macht-Faktor und die Erwartungen anknüpfen. In Anlehnung an Gloy (2004) sind die Normen als Bewusstseinsinhalte mit regulativer Funktion aufzufassen, die die Sprachproduktion und diesbezügliche Erwartungen regulieren (sollen). Die Erwartungen sind jedoch gleich ausführlicher in die normativen und kognitiven zu differenzieren (hier aus Gründen des Platzmangels nur in Punkten vereinfacht zusammengefasst – mehr dazu in Luhmann 2008: 40-53). Relevant ist, wie die Enttäuschungen abgewickelt werden, die entstehen, wenn sich die Realität und Erwartungen auf Seiten eines Einzelnen nicht decken. Der Unterschied zwischen den beiden Arten der Erwartungen besteht darin, dass die kognitiven Erwartungen in Enttäuschungsfällen aufgegeben und durch andere ersetzt werden, was als Lernbereitschaft der Subjekte zu interpretieren ist. Die normativen Erwartungen werden dagegen trotz dieser Enttäuschungen nicht aufgegeben:

„Als kognitiv werden Erwartungen erlebt und behandelt, die im Falle der Enttäuschung an die Wirklichkeit angepaßt werden. Für normative Erwartungen gilt das Gegenteil: daß man sie nicht fallenläßt, wenn jemand ihnen zuwiderhandelt. [...] Normen sind demnach *kontrafaktisch stabilisierte Verhaltenserwartungen*“ (Luhmann 2008: 42-43, kursiv im Original).

Für die Orientierung in der komplexen Realität ist wichtig, wenn die Subjekte wissen, was sie voneinander zu erwarten haben: So kann man Erwartungserwartungen entwickeln, bei denen das Merkmal ihrer gegenseitigen geglaubten Unterstellung von Bedeutung ist, auf die Gloy (2004: 393) auch mit Hilfe des Thomas-Theorems aufmerksam macht.

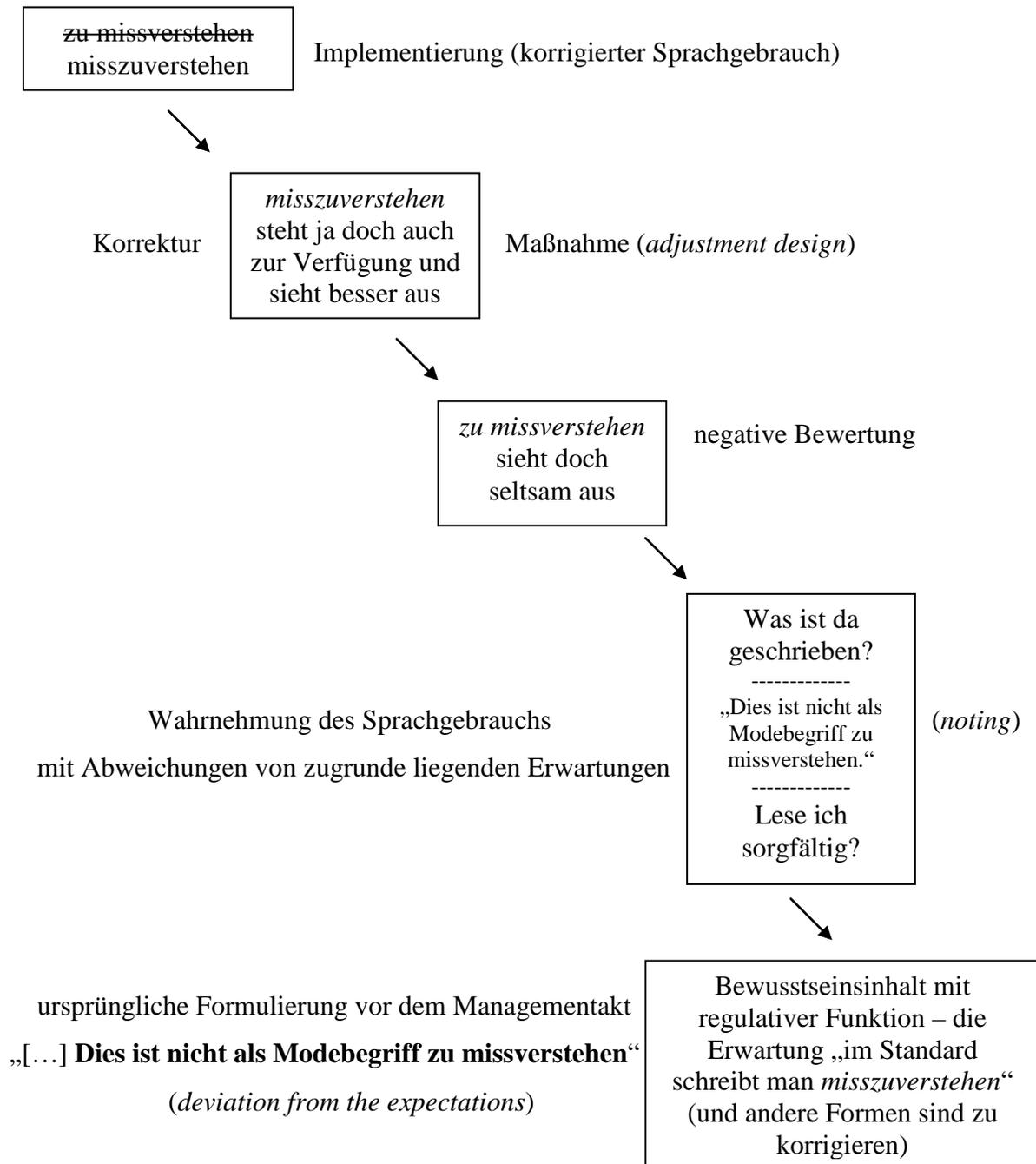
Für den ontologischen Status von Normen sollte nun deutlich geworden sein, dass sie eine Untermenge von Erwartungen darstellen und deshalb tatsächlich als Bewusstseinsinhalte aufzufassen sind, nach denen (normgerecht) – oder im Widerspruch zu denen (normwidrig) – gehandelt, gesprochen oder geschrieben wird. Normen fallen demzufolge nicht mit der Sprachproduktion selbst zusammen; sie sind folglich nicht sprachinhärent.

Wenn Sprachbenutzer (z. B. Lehrer, Redakteure in Verlagen, Korrektoren usw.) konkrete Managementprozesse initiiert haben, lassen sich die Sprachnormen (d.h. deontische Bewusstseinsinhalte mit regulativer Funktion) nun auf der sprachmanagementtheoretischen Grundlage folgendermaßen rekonstruieren:

Die „Endprodukte“ bzw. der eigentliche Sprachgebrauch – ein korrigierter und danach veröffentlichter Zeitungsartikel, wissenschaftlicher Aufsatz oder verschiedene in mündlichen Interaktionen gemanagte Äußerungen – die die Implementierung von Managementakten darstellen, ermöglichen es im Falle einer teilnehmenden Beobachtung bzw. eines Follow-up-Interviews zu identifizieren, welche konkurrierenden Maßnahmen den realisierten Texten vorausgegangen sind (= adjustment designs). Diese von den Akteuren überlegten Maßnahmen erlauben es wiederum, auf deren Bewertung – und dadurch beispielsweise auf die zurückgewiesenen Alternativen – zu schließen. Von dieser Evaluation führt der nächste logische Schritt zu dem, was die Akteure beim Lesen oder Zuhören überhaupt wahrgenommen und bemerkt haben. Und das, was sie für Abweichungen halten, erlaubt Aussagen über die Bewusstseinsinhalte, von denen sich die korrigierten und implementierten Varianten unterscheiden (und deshalb gerade bestimmte Abweichungen repräsentieren).

Dazu ein ganz empirisches und von mir vor kurzer Zeit erlebtes Beispiel: Wenn ein Herausgeber normativ erwartet, dass das Präfix „miss-“ im Verb „missverstehen“ im zweiten Status im Infinitiv I trennbar ist („misszuverstehen“ vs. „zu missverstehen“), und wenn er im Text eines Beiträgers die Form „zu missverstehen“ nicht übersieht (= noting), dann bewertet er die Form „zu missverstehen“ negativ.⁶ Für den Herausgeber liegt ein Sprachproblem vor. Bei dieser negativen Bewertung bleibt es aber nicht, weil der Herausgeber sich für die Qualität der Sprachproduktion mitverantwortlich fühlt und außerdem über eine einfache Lösungsstrategie verfügt, die zur schnellen Beseitigung des Problems führen kann. Er korrigiert die Form „zu missverstehen“ auf „misszuverstehen“ und bei Verhandlungen mit dem Beiträger ist dieser Herausgeber auch in der Lage, die von ihm vorgeschlagene Variante (= adjustment design) auch gegen die Kodizes durchzusetzen – z. B. mit Hinweis auf die Vorkommenshäufigkeit im Google. Gerade die Skizze eines solchen Prozesses ermöglicht es im Rückblick, die deontischen Bewusstseinsinhalte mit regulativer Funktion als die dem Sprachmanagement zugrunde liegenden Normen zu veranschaulichen:

⁶ Obwohl für die Fortsetzung des Sprachmanagements, durch das der Sprachgebrauch verändert wird, die negative Bewertung der identifizierten Abweichung entscheidend ist, wird die andere als negative Bewertung oder geradezu die positive aus der Theorie nicht ausgeschlossen. Neustupný (2003, passim) nennt die Effekte der positiven Bewertung *gratification*. Die führen allerdings logisch nicht zur Beseitigung der Abweichungen, sondern zu deren Stabilisierung.



Das ist eine ausführlichere Analyse dessen, wie Normautoritäten gewöhnlich handeln. Aus diesem Beispiel folgt aber nicht unbedingt, dass alle Phasen so bewusst ablaufen müssen, wie es hier zum Zweck der Transparenz Schritt für Schritt geschieht. In bestimmten Interaktionen durchläuft der Prozess alle Phasen ziemlich schnell, wie es hier exemplifiziert ist, in anderen Fällen können die Abläufe z. B. in der Phase der Bewertung gebremst werden, wenn Akteure

zögern, oder auch in der Phase der Suche nach geeigneten Maßnahmen, die zur Beseitigung der negativ bewerteten Abweichungen dienen sollen. Heikel kann natürlich selbst die Implementierung sein, wenn die Akteure ihre Maßnahmen anderen Sprachbenutzern aufzwingen möchten. Solche Diskurse können auch mehr als jahrzehntelang dauern.

Dass die Normen als Erwartungen aufgefasst werden, ist noch aus einem Grunde sehr wichtig. Wie Nekvapil/Sherman (2009b) empirisch nachweisen, können Sprachprobleme antizipiert werden, noch bevor die eigentliche Interaktion begonnen hat.⁷ In ihrer Studie wird eine solche Konstellation der Prozesse, in der man im Voraus mit dem operieren kann, was bemerkt und negativ bewertet werden wird, als *pre-interaction management* bezeichnet. Dementsprechend kann man sich auf das Antizipierte entweder vorbereiten. Die Managementprozesse verlaufen vor den Interaktionen und regulieren die sprachlichen „Endprodukte“. Oder man kann handeln, um die antizipierten Probleme (einschließlich der Sanktionen) gar nicht entstehen zu lassen – dazu dienen verschiedenartige Vermeidungsstrategien.

Das Konzept des *pre-interaction management* kann natürlich als Folge eines erlebten Problems im Sinne von *post-interaction management* interpretiert werden. Wenn sich ein Subjekt aufgrund eines Enttäuschungsfalles belehren lässt, erweisen sich die ursprünglichen Erwartungen dabei als kognitiv, und nicht als normativ.

4. Zusammenfassend zum soziokulturellen Management der Sprachstandards und zur Reproduktion der Nachfrage nach Kenntnissen der Standardvarietät

Und in welchen soziosituativen Kontexten entsteht überhaupt der Bedarf, standardsprachliche Texte zu produzieren und sich etwaigenfalls auf einen Kodex zu berufen? Wer tut es tatsächlich? Und im Falle der Akteure, die mit Kodizes regelmäßig umgehen – wie handeln sie, wenn sie z. B. in zwei Grammatiken auf auseinandergelungene Normformulierungen stoßen? Im Hintergrund dieser beispielhaft formulierten Fragen befindet sich eine für einige Linguisten vielleicht ketzerische Überlegung, dass bestimmte Kodizes – ähnlich wie wahrscheinlich noch zahlreichere Fachstudien – manchmal völlig außerhalb der relevanten Diskurse bleiben und die Gestaltung des Standards *de facto* nicht beeinflussen.

⁷ Es ist in diesem Kontext kein Zufall, wenn Luhmann (2008: 43) z. B. schreibt: „Der Enttäuschungsfall wird als möglich vorausgesehen“.

Die alle diese Überlegungen überdachende Frage könnte an dieser Stelle folgendermaßen formuliert werden: Welche sind die soziokulturellen (oder sogar sozioökonomischen) Bedingungen, die zur Etablierung solcher sozialen Netzwerke führen, in denen sich die Nachfrage nach Standard-Kenntnissen reproduziert oder in denen es sich sogar lohnen kann, über diese Kenntnisse aktiv zu verfügen? Ein Versuch, diese Frage zu beantworten, lässt sich in Dovalil (im Druck) finden – wahrscheinlich sind es primär die soziosituativen Kontexte, in denen es um die Aussicht auf gesellschaftlichen Erfolg im kulturellen oder ökonomischen Leben gehen kann (*standard as gatekeeper*).

Es sind die Schulen mit ihren Managementprozessen (Unterricht, Prüfungen), die zur Aneignung des Standards führen (sollen) (die Prozesse, die von Mattheier (1991) als *Pädagogisierung* und *Popularisierung* bezeichnet wurden). Oder kommt es zu diesen Prozessen heutzutage nicht mehr so intensiv? Im Fremdsprachenunterricht sind die Managementprozesse sehr deutlich, obwohl sie nicht immer zur Vermittlung der Standardvarietät einer Fremdsprache führen müssen, sondern auch zu einer *lingua franca*. Beginnen diese Prozesse im DaM-Unterricht doch schwächer zu werden? Und wenn dem so ist – liegt die Ursache (Folge?) darin, dass die Lehrer aufhören, Normautoritäten zu sein? Das heißt – wenn sie auch die Sprachproduktion ihrer Schüler korrigieren (möchten), bringen ihre Bemühungen fast keinen Nutzen, weil sie von den Schülern nicht mehr so ernst genommen werden (müssen) wie früher?

Von den normativen Erwartungen wickeln sich die Managementprozesse ab, weil sie die regulative Funktion haben. Für die kognitiven gilt es hingegen nicht; die von den kognitiven Erwartungen initiierten Prozesse brechen vor der Implementierung ab.

Und da Ulrich Ammon sein soziales Kräftefeld einer Standardvarietät ebenso im Plurizentrismus des Deutschen kontextualisiert und in diesem Bereich forscht, kann dieser Beitrag wohl kaum anders abgeschlossen werden als mit einer kurzen Überlegung, die den Plurizentrismus aus dem Blickwinkel der Sprachmanagementtheorie interpretiert. Auch hier bietet sich nämlich das soziokulturelle Management als Ausgangspunkt an, das zur Etablierung unterschiedlicher Standardvarietäten führt. Wie verhalten sich z. B. die schweizerischen Normautoritäten zu ihrem Standard und wie dagegen andere Akteure? Welchen Lösungsstrategien glauben sie in Zweifelsfällen mehr? Bewerten sie den deutschen Standard negativ oder positiv? Bestimmte Antworten auf diese Fragen liefert z. B. Scharloth (2006). Als sehr deutliches Beispiel des Sprachmanagements auf der Makroebene, das sogar zum Bestandteil

des primären EU-Rechts geworden ist, verkörpert das österreichische Protokoll 10. Die soziokulturellen (d.h. auch politischen und wirtschaftlichen im weiten Sinne des Wortes) Umstände waren in den 1990er Jahren für die österreichische Regierung günstig genug, um den Prozess bis zur Kodifizierung rechtlich verbindlicher (= zu implementierender) Maßnahmen zu führen. Pro-plurizentrisch orientiert ist aber auch die Expertengruppe (Bestandteil des soziokulturellen Managements), der auch Ulrich Ammon angehört.

Literatur:

Ammon, Ulrich (2005): Standard und Variation: Norm, Autorität, Legitimation. In: Eichinger, Ludwig/Kallmeyer, Werner (Hg.): Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache? Berlin/New York: Walter de Gruyter, S. 28-40.

Ammon, Ulrich (2003): On the Social Forces that Determine what is Standard in a Language and on Conditions of Successful Implementation. In: Ammon, Ulrich/Mattheier, Klaus/Nelde, Peter (Hrsg.): Sprachstandards – Language Standards – Standards linguistiques (= Sociolinguistica 17). Niemeyer: Tübingen, S. 1-10.

Ammon, Ulrich (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Berlin/New York: Walter de Gruyter.

Blommaert, Jan (2005): Discourse. A Critical Introduction. Cambridge: Cambridge University Press.

Dovalil, Vít (im Druck): Zur Auffassung der Standardvarietät als Prozess und Produkt von Sprachmanagement. In: Hagemann, Jörg/ Wolf Peter Klein und Sven Staffeldt (Hrsg.): Pragmatischer Standard. Tübingen: Stauffenburg, S. 163-176.

Dovalil, Vít (2011): Sprachnormen im Schulunterricht: Eine Untersuchung aus soziolinguistischer Perspektive. In: Lejsková, Alena/Valdrová, Jana (Hg.): Die Grammatik, Semantik und Pragmatik des Wortes. Ihre Erforschung und Vermittlung. Augsburg: Wißner Verlag, S. 65-88.

Dovalil, Vít (2006): Sprachnormenwandel im geschriebenen Deutsch an der Schwelle zum 21. Jahrhundert (Die Entwicklung in ausgesuchten Bereichen der Grammatik). Frankfurt/Main u.a.: Peter Lang.

Gloy, Klaus (2004): Norm. In: Ulrich Ammon/ Norbert Dittmar/Klaus Mattheier/Peter Trudgill (Hg.): Soziolinguistik, Bd. 3. 1. 2. Aufl. Berlin/New York, S. 392-399.

Gloy, Klaus (1997): Sprachnormen als 'Institutionen im Reich der Gedanken' und die Rolle des Individuums in Sprachnormierungsprozessen. In: Mattheier, Klaus J. (Hg.): Norm und Variation. Frankfurt/Main: Peter Lang, S. 27-36.

Haugen, Einar (1983): The Implementation of Corpus Planning: Theory and Practice. In: Cobarrubias, Juan/Fishman, Joshua (eds.): Progress in Language Planning. International Perspectives. Berlin/New York/Amsterdam: Mouton Publishers. S. 269-289.

Haugen, Einar (1966): Dialect, language, nation. *American Anthropologist* 68, S. 922–935.

Hundt, Markus (2009): Normverletzungen und neue Normen. In: Konopka, Marek/Strecker, Bruno (Hgg.): Deutsche Grammatik – Regeln, Normen, Sprachgebrauch. Berlin/New York: Walter de Gruyter, S. 117-140.

Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (2007): Schriftlichkeit und kommunikative Distanz. *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 35, S. 346-375.

Luhmann, Niklas (2008): Rechtssoziologie. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften. 4. Aufl.

Mattheier, Klaus J. (1991): Standardsprache als Sozialsymbol. Über kommunikative Folgen gesellschaftlichen Wandels. In: Wimmer, Rainer (Hg.): Das 19. Jahrhundert. Sprachgeschichtliche Wurzeln des heutigen Deutsch. Berlin/New York: Walter de Gruyter, S. 41-72.

Nekvapil Jiří (2011): The History and Theory of Language Planning. In: Hinkel, Eli (ed.): Handbook of Research in Second Language Teaching and Learning, Vol. II. New York/London: Routledge, S. 871-887.

Nekvapil, Jiří (2009): The integrative potential of Language Management Theory. In: Nekvapil/Sherman (eds.), S. 1-11.

Nekvapil, Jiří/Sherman, Tamah (eds.) (2009a): Language Management in Contact Situations. Perspectives from Three Continents. Frankfurt/Main: Peter Lang. (= Prager Arbeiten zur Sprache, Gesellschaft und Interaktion; 1).

Nekvapil, Jiří/Sherman, Tamah (2009b): Pre-interaction management in multinational companies in Central Europe. *Current Issues in Language Planning* 10, S. 181-198.

Neustupný, Jiří (2003): Japanese students in Prague. Problems of communication and interaction. *International Journal of the Sociology of Language* 162, S. 125-143.

Scharloth, Joachim (2006): Schweizer Hochdeutsch – schlechtes Hochdeutsch? In: Dürscheid, Christa/Businger, Martin (Hgg.): Schweizer Standarddeutsch. Tübingen: Gunter Narr, S. 81-96.